

produktiven Sphäre, der Herstellung von Textilien durch Frauen,⁵ hätte wahrscheinlich zu anderen Ergebnissen geführt.

Beate Wagner-Hasel, Hannover

Guido Alfani, Philippe Castagnetti und Vincent Gourdon Hg., **Baptiser. Pratique sacramentelle, pratique sociale (XVI^e–XX^e siècles)**, Saint-Étienne: Publications de l'université de Saint-Étienne 2009, 427 S., EUR 23,-, ISBN 978-2-862-72511-6.

Als *rite de passage* und Sakrament im Katholizismus markiert die Taufe den Eintritt des Neugeborenen in die spirituelle Gemeinschaft und gleichzeitig die Aufnahme in Familie und Gesellschaft. Rolle und Bedeutung dieser sozialen und religiösen Praxis nehmen sich jedoch je nach historischem, geographischem, aber auch sozialem und politischem Kontext unterschiedlich aus. Dennoch wird die Taufe in jeder Generation von Neuem zu einem Kristallisationspunkt von Glaubensvorstellungen sowie familialen und sozialen Beziehungen.

Die Repräsentationen und Praktiken dieses für die christliche Gesellschaft so grundlegenden Aktes zu erforschen, hat sich das internationale Netzwerk PATRINUS, das von den Herausgebern des Bandes 2006 mitbegründet wurde, zur Aufgabe gemacht. Die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge gehen auf eine in diesem Rahmen veranstaltete Tagung zurück und beleuchten das Phänomen der Taufe vom konfessionellen Zeitalter bis zur säkularisierten Welt des 20. Jahrhunderts; geographisch liegt der Schwerpunkt vor allem auf West- und Südeuropa (Frankreich, Italien, Kastilien), aber auch Rumänien, Russland und Kalifornien kommen zur Sprache. Geschlecht wird nicht explizit thematisiert, in mehreren Beiträgen, zum Beispiel zur Patenschaft, wird diese Dimension jedoch greifbar, wodurch sich Anknüpfungspunkte zur Geschlechtergeschichte ergeben.

Die Geschichtsschreibung setzt sich schon seit langem mit der Taufe auseinander. In einer breit angelegten Einleitung präsentieren die Herausgeber die einschlägige Literatur seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Die klassische Religionsgeschichte hat die theologischen und liturgischen, die Religionssoziologie die praktischen Aspekte der Taufe untersucht; quantitative Methoden zur Analyse von Taufregistern (Namensgebung, Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe) fanden wiederum in der historischen Demographie Anwendung, wohingegen sich die historische Anthropologie auf die rituelle Dimension von Geburt und Patenschaft konzentrierte. Jüngere Arbeiten nehmen sich darüber hinaus der Frage der Zwangskonversion oder auch jener der nicht

⁵ Rosa Reuthner, *Wer webte die Gewänder Athenas? Frauenarbeit im antiken Griechenland*, Frankfurt a. M./New York 2006; Beate Wagner-Hasel, *Der Stoff der Gaben. Kultur und Politik des Schenkens und Tauschens im archaischen Griechenland*, Frankfurt a. M./New York 2000.

religiösen Ersatzzeremonien an (die republikanische Taufe in Frankreich, jene der Bolschewiken in der Sowjetunion).

In einem ersten thematischen Abschnitt geht es um das Spannungsverhältnis zwischen theologischen Vorstellungen und seelsorgerischen Absichten einerseits und den familialen und sozialen Praktiken andererseits. Inwieweit, so ließe sich fragen, ist es möglich, anhand von Praktiken, die aus der – hier intensiv genutzten – seriellen Quelle der Taufregister rekonstituiert werden, auf eine kirchenkonforme Glaubenshaltung zu schließen? Jean-François Chauvard zeigt anhand Venezianischer Register aus dem 16. Jahrhundert, dass die davor breit praktizierte Mehrfachpatenschaft deutlich zurückging. Er deutet dies als eine zumindest äußere Umsetzung der neuen tridentinischen Regel, die Anzahl der Paten auf einen beziehungsweise einen Paten und eine Patin zu beschränken; die Mehrfachpatenschaft bestand allerdings in anderen Formen weiter. Auch blieb die Patin eine seltene Erscheinung, außer es handelte sich um eine Hebamme, was auf die enge Verwandtschaft der beiden Figuren hinweist: Die Hebamme vollzieht real und symbolisch das Ritual des Eintritts in die Gemeinschaft der Lebenden. Damit stellt sich die Frage, was eigentlich der Gegenstand einer quantitativen Analyse der Taufpraxis ist. Dass jene Geistlichen, die den Eid auf die 1790 erlassene Zivilkonstitution des Klerus verweigerten (*prêtres réfractaires*), während der französischen Revolution auch im Untergrund Taufregister geführt haben, legt nahe, dass die Gemeindeglieder der Taufe Bedeutung beimaßen. Fraglich ist hingegen, ob dies als ein Zeichen ihres tiefen Glaubens, an dem sie gegen die antiklerikalen Angriffe der Revolutionäre festgehalten hätten, zu lesen ist, wie es Jacqueline Bayon in ihrem Beitrag zur französischen Bergregion Forez formuliert. Denn die fortschreitende Säkularisierung der europäischen Gesellschaften ist vermutlich ein wesentlich komplexerer Prozess, als dies hier erscheint.

Vincent Gourdon's Beitrag setzt sich mit dem hygienistischen Diskurs zur Taufpraxis auseinander. Die 1829 veröffentlichte Studie zur Säuglingssterblichkeit (bis drei Monate) von Louis-René Villermé und Henri Milné-Edwards erklärte die von ihnen beobachtete hohe „nordische“ Sterblichkeit damit, dass die Neugeborenen binnen drei Tagen nach der Geburt zum Standesbeamten gebracht wurden. Die Empfehlungen dieser Autoren wurden von den Zeitgenossen als Infragestellung des Taufsakraments verstanden, doch einige kritisierten dabei weniger die Kirche als den *Code civil*, welcher ja diese kurze Frist vorschrieb; denn die Taufe wurde erst im antiklerikalen Kontext des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts explizit zum Gegenstand von Angriffen seitens der Vertreter der Hygiene. In dieser Zeit spielten auch theologisch-medizinische Überlegungen eine interessante Rolle, wie sie auch in manche ethische Diskussion der heutigen Zeit einfließen; die Taufe von Föten oder totgeborenen Kindern kann dafür als Beispiel stehen. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich Claire Fredj mit der Debatte um die Taufe von *post mortem* über Kaiserschnitt geborenen Kindern, die Mitte des 19. Jahrhunderts an der Pariser Medizinakademie geführt wurde.

Der letzte Beitrag dieses Abschnittes führt dann nach Lyon. Nathalie Malabre beleuchtet das schwierige Verhältnis zwischen den seelsorgerischen Interessen der Kirche und der

alltäglichen Praxis der Gemeindemitglieder in einem Arbeiterviertel Lyons nach dem Zweiten Weltkrieg. Anhand der persönlichen Schriften eines sozial engagierten Priesters kann sie zeigen, wie der Versuch, die Taufe enger mit Kirchengang und Kommunion zu verbinden, bei den Gemeindemitgliedern lediglich auf Unverständnis stieß: Für sie war die Taufe ein soziales Ritual, das vor allem durch Familientraditionen bestimmt war.

Von Familientraditionen ist ausführlich die Rede in den Beiträgen, die sich mit dem Verhältnis von geistlicher und leiblicher Verwandtschaft auseinandersetzen. Aufgrund der katholischen Heiratsverbote fiel bekanntlich die Wahl der Patinnen und Paten oft auf leibliche Verwandte, da diese ohnehin bereits vom kanonischen Inzestverbot betroffen waren und damit als Ehepartner/innen nicht in Frage kamen. Dies bestätigen die breiten statistischen Erhebungen, die Jean-Pierre Bardet für das 18. Jahrhundert in der westlich von Paris gelegenen Region von Vernon vorgenommen hat. Die von Gérard Vallet für Forez vom 16. bis 18. Jahrhundert sowie die von Stéphane Minvielle für soziale Eliten des 18. Jahrhunderts aus Bordeaux untersuchten Hausbücher (*livres de raison*) zeugen von der Bindung, die zwischen Paten beziehungsweise Patinnen und ihren Taufkindern das ganze Leben lang bestand, besonders im Zusammenhang mit Erziehung. Diese Bindung ist jedoch zu relativieren, denn Paten und Patinnen übten im Falle einer Verwaisung nur selten die Vormundschaft aus und firmierten kaum als Trauzeugen. Ebenso von Bedeutung ist die Weitergabe des Namens als Weitergabe der eigenen Tugenden sowie – zumindest im katholischen Kontext – auch jener von Heiligen. Im Zusammenhang des Inzestverbots wurde in Westeuropa besonders die Verbindung von Paten und Patinnen mit ihren Taufkindern als potenzielles Problem wahrgenommen, wohingegen in der russischen Tradition, wie der Beitrag von Maria Muravyeva zeigt, die über *compaternitas* beziehungsweise *commaternitas* hergestellte Bindung zwischen Pate beziehungsweise Patin und den Eltern des Patenkindes Gegenstand von Sprichwörtern, Märchen und Bräuchen war, in denen meist eine illegitime und überbordende Sexualität ins Visier genommen wird.

In einem letzten Abschnitt wird das Augenmerk auf die durch die Taufe hergestellte soziale Einbindung der Täuflinge und ihrer Familie in die Gemeinschaft gelegt, die je nach historischem und sozioökonomischem Kontext unterschiedliche Formen annahm. Guido Alfani's Mikrountersuchung widmet sich der in der Nähe von Modena gelegenen ländlichen Gemeinde Nonantola, wo Außenstehende von dem dort praktizierten kommunalen Gemeinbesitz seit 1584 ausgeschlossen wurden. Er kann zeigen, dass die Patenbeziehungen die Tendenz zur Abschottung einer sozial dominierenden Gruppe verstärkte. Im Gegensatz dazu wurde die Patenschaft von Mächtigen im mediterranen Europa, als die Mehrfachpatenschaft die Norm war, von den Armen aktiv gesucht. Aber auch Migranten und Migrantinnen haben durch die Taufe soziale Netzwerke geschaffen, indem sie sich in unwirtlicher Umgebung um alltägliche Ereignisse zusammenfanden und derart ihren Glauben und ihre Traditionen bekräftigten. Dies zeigt Annick Foucrier-Bindas Studie zu den *Keskydees*, das heißt jenen Franzosen, die der Goldrausch der 1850er und 1860er Jahre nach Kalifornien gezogen hatte. Gerade

in dem damit vergleichbaren Emigrationskontext der Italoamerikaner/innen, in dem die Anpassung des Rituals gleichermaßen die Bewahrung einer eigenen Identität wie die Integration ins Aufnahmeland beförderte, wurde das Wort *padrino* zur Bezeichnung für den Mafiaboss. In diesem Zusammenhang geht Marina Nicoli der Frage nach, ob es sich dabei um eine Erfindung Mario Puzos, dem Autor der Saga „Der Pate“, handelte, oder ob diese semantische Verschiebung auf eine Konzeption von Patenschaft zurückgeht, in der gegenseitige, hierarchische Abhängigkeiten und Schutzversprechen eine zentrale Rolle spielten. Bräuche, literarische und filmische Darstellungen erinnern schließlich daran, dass die Protagonistinnen und Protagonisten der Taufe, wie hier der Pate (aber man könnte auch an die gute Fee der Märchenwelt denken), in ein familiales Naheverhältnis zueinander treten. Wenn dieses Verhältnis die Form von Verwandtschaft annimmt, kann es dem Kind Schutzinstanz und Vorbild sein, und als solches lebt es wohl im Kontext aktueller Veränderungen von Familie in anderer Gestalt fort.

Sylvie Steinberg, Paris
aus dem Französischen von Ulrike Krampfl

Jürgen Schlumbohm, **Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830**, Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 574 S., EUR 34,90, ISBN 978-3-8353-1093-3.

Hier schöpft ein Autor aus dem Vollen. Jürgen Schlumbohm, der viele Jahre am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen geforscht und sich mit historischen Aspekten der Kindheit, mit Familienformen, Verwandtschaftsbeziehungen sowie Geburt und Geburtshilfe auseinandergesetzt hat, legt mit diesem Buch eine Monographie zu jenem Hospital vor, das keiner besser kennt als er. Das Göttinger „Accouchierhaus“, 1751 nur wenig später als die Hannoversche Landesuniversität gegründet und in den 1780er Jahren mit einem imposanten, heute noch bestehenden Neubau ausgestattet, ist das Paradebeispiel einer Gebäranstalt: Aus einem aufklärerischen Impuls geschaffen und von Beginn an als stationär-klinische Einrichtung Teil der Universität, vereinte es in sich all jene Ansprüche, die im 18. Jahrhundert an eine Anstalt dieser Art gestellt wurden. Es wollte dem Kindsmord vorbeugen, Mütter und Kinder medizinisch optimal betreuen und den Geburtshelfern während ihrer akademischen Ausbildung Anschauungs- und Übungsmaterial bieten. Die Geburtshilfe wurde im 18. Jahrhundert gerade erst von den Ärzten für sich entdeckt, den Hebammen sukzessive entrissen und mit akademischen Weihen ausgestattet; das Göttinger Haus hatte hier Vorbildcharakter und motivierte andere deutsche Städte, ebenfalls Gebäranstalten einzurichten. Auch die architektonische Umsetzung brachte dem Haus viel Anerkennung. Als „Accouchier-Palast“ (40) bezeichnet, war es ganz nach den Gesichtspunkten moderner Spitalsarchitektur errichtet; es hatte kleine Zimmer, erlaubte den Zutritt ausreichender fri-